

Kulturelle Grenzen überschreiten

Situationsanalyse des interreligiösen Dialogs

von Raimon Panikkar

Die kontemplativen Orden haben eine historische Mission. Sie müssen den christlichen Glauben aus den Fesseln der westlichen Mentalität befreien. Damit soll nicht eine neue Form der Bilderstürmerei betrieben, sondern vielmehr die Aufgabe fortgesetzt werden, die beim ersten Apostelkonzil begann. Am notwendigen Überschreiten kultureller Grenzen hat der interreligiöse Dialog bedeutenden Anteil. Den folgenden Vortrag hielt der international angesehene Religionsphilosoph Raimon Panikkar auf einer DIM-Tagung in der spanischen Abtei Montserrat am 28. November 2004. Der Veröffentlichung liegt eine Mitschrift von Pierre-François de Béthune OSB (Clerlande) zugrunde; Übersetzung: Cyrill Schäfer OSB (St. Ottilien).

102
AIM

Der Westen nähert sich der Realität in rationaler Weise an. Das kommt in folgendem Witz zum Ausdruck: Ein verliebter junger Mann schreibt über Jahre hinweg an seine entfernte Geliebte leidenschaftliche Briefe. Eines Tages erreicht ihn ein Brief seiner Angebeteten. Darin teilt sie knapp mit, dass sie den Briefträger geheiratet habe. Es trifft zu: Der Westen hat sich in den Vermittler verliebt. Die Vernunft, die Herrschaft des Denkens – handelt es sich hierbei nicht nur um Vermittler? Auch unsere westliche Religiosität hat dem Vermittler viel, zu viel geopfert. Wir müssen uns wieder bewusst werden, dass wir nicht dem Buchstaben Gehorsam geschworen haben, sondern dem Herrn.

Risiken der westlichen Mentalität

Wir messen der Geschichte zuviel Bedeutung bei. So beweist ein christlicher Missionar einem hinduistischen Gläubigen gerne, dass Jesus eine historische Gestalt ist, während Krishna auf einen legendären Ursprung zu-

rückgeht. Aber für einen Hinduisten beweist das überhaupt nichts. Schließlich ist auch Napoleon eine historische Figur. Und was weiter? Der Unterschied für ihn ist, dass Krishna im Herzen lebt. Geschichte und Zeit werden in jeder Kultur anders erlebt. So benutzt Sanskrit dasselbe Wort für Gestern und Morgen. Sogar Rechtsvorstellungen wurden vom Westen religiös aufgewertet. Doch was bedeutet schon für einen Nicht-Westler die Vorstellung von einem göttlichen Gesetzgeber? In unserem Denken unterscheiden wir jeweils zwischen Wesentlichem und Nebensächlichem, Substanz und Akzidenz. Sicher ist es bequemer, auf diese Weise die Realität zu vereinfachen, die man so besser im Griff hat. Und der weltweite Erfolg unserer Methode beweist, wie ungeheuer durchsetzungskräftig sie ist. Andererseits: ist es für Mönche sinnvoll, nach dem „Wesen“ oder nach dem „Besonderen“ des interreligiösen Dialogs zu fragen? Wir müssen auch aufmerksamer darauf werden, dass wir immer wieder versuchen, zu messen und zu quantifizieren. Aber was für einen Sinn

hat es, wenn man das Ergebnis einer interreligiösen Begegnung mit den Worten zusammenfasst: „Ich bin zu 50% Buddhist!“

Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass der oben beschriebene westliche Zugang letztlich zu kulturellem Imperialismus führt und von vornherein einen echten Dialog ausschließt. Bereits unsere Erwartung, dass wir mit unseren westlichen Kategorien alles verstehen könnten, ist ein schlagender Beweis für kulturellen Imperialismus, wenn nicht gar für eine sublimale Form des Kulturkolonialismus. In der Vergangenheit war diese Einstellung in allen Lebensbereichen verbreitet; wir müssen uns fragen, ob wir nicht weiterhin davon beeinflusst sind. So sprechen wir gerne davon, dass Brahma der Gott der Hinduisten ist. Damit setzen wir ganz selbstverständlich einen bestimmten Gottesbegriff voraus. Doch aus hinduistischer Sicht ist Brahma weder ein Schöpfer noch die Vorsehung, er hat keinen männlichen Charakter und ist nicht einmal transzendent... Sind wir bereit zuzugeben, dass die Gottesvorstellung noch weit über die semitische und griechisch-römische Tradition hinausgehen kann? Ähnliches kann von unserem Religionsbegriff gesagt werden. Ist der Buddhismus wirklich eine Religion in unserem Sinne? Wie steht es mit unserer Vorstellung von Gebet, wenn wir fragen, ob wir mit Menschen beten können, die nicht an einen persönlichen Gott glauben? Es wird klar: interreligiöse Fragen lassen sich nicht von interkulturellen trennen. Dabei müssen wir auch selbstkritisch wahrnehmen, dass das westliche Denken ungeachtet all seiner Stärken gewisse Entwicklungen des Christentums geprägt hat. Beispielsweise wenn aus dem Bekenntnis der Apostel eine Lehre und schließlich ein System wurde. Beim interreligiösen Dialog ist unvermeidlich, dass wir auch regelmäßig unsere westliche Mentalität hinterfragen.

Aufgabe der Mönche im 3. Jahrtausend

Den kontemplativen Orden kommt eine besondere Rolle zu, wenn das Christentum seine

kulturellen Grenzen überschreiten soll. Sie stehen an vorderster Front beim interreligiösen Dialog. Für diesen sei an einige Grundvoraussetzungen erinnert.

A) DIE GANZE WIRKLICHKEIT SEHEN: Ein bloßes Umdenken genügt nicht. Es bedarf innerer Verwandlung (metamorphosis), ja sogar einer Transzendierung unserer westlichen Rationalität im Sinne von meta-noia, Überschreitung der Vernunft. Die abendländische Mystik wusste um diesen Vorgang. Die Mönche des Klosters St. Victor sprachen im 12. Jahrhundert davon, dass es neben dem Auge der Sinne (oculus sensuum) und dem Auge der Vernunft (oculus rationis) noch ein Auge des Glaubens (oculus fidei) gibt. Sicher wird das Wort „Mystik“ heute vielfach falsch verstanden. Wir können diesen Begriff dennoch nicht aufgeben, da es einfach keinen besseren Ausdruck für diese umfassende abendländische Geistesströmung gibt. Mystik ist ja nicht nur irgendein Anhang zur üblichen Wirklichkeitssicht, eine Art Luxus für Leute mit viel Zeit, sondern unverzichtbarer Bestandteil der erfahrbaren Wirklichkeit. Ohne den Zugang der Mystik bleibt unsere Erfahrung von Wirklichkeit unvollständig. Gott ist schließlich keine Monade, nicht eine Substanz, sondern Dreifaltigkeit, also Beziehung. Darum müssen wir auch aus einer Art Monotheismus herauswachsen, der reduktionistisch vorgeht, indem er alles auf ein Prinzip zurückführen, ständig eine *reductio ad unum* vornehmen will. Meister Eckhart sagte einmal, dass Gott unaussprechlich (*innominabilis*) und allaussprechlich (*omninominabilis*) ist. Mit dem „dritten Auge“ der Mystiker können wir Gott überall finden. In diesem Sinne ist auch eine gewisse Form des Pluralismus durchaus eine mystische Tugend.

Wir sehen also, dass die ständige Suche nach dem „Wesen“ nicht sehr hilfreich ist, wenn sie nur nach Unterschieden sucht, den interreligiösen Dialog beispielsweise auf die Unterschiede zu anderen Formen des Dialogs reduziert. Das Wesen einer Sache ist ja schließlich nicht nur die Summe ihrer

Unterscheidungsmerkmale, sondern vielmehr ihr Duft, das, was sie einzigartig und eben unaussprechlich macht. Wenn man also vom besonderen Wesen des Mönchtums sprechen wollte, dann müsste man sagen, dass es eben jede Besonderheit überschreiten möchte. Die Einheit, die wir suchen, ist ja schließlich die einer „heiligen Einfachheit“ und einer „neuen Unschuld“. Der hinduistische Begriff „advaita“ lässt sich nicht einfach nur als „Nicht-Dualität“ übersetzen, denn damit würde man ja gerade einen Gegensatz formulieren. Es geht vielmehr um „Adualität“ mit einem privativen vorangestellten „a“. Darum ist beispielsweise unsere Ausdrucksweise von „doppelter Zugehörigkeit“, um bestimmte religiöse Verhaltensweisen zu beschreiben, nicht sehr glücklich, denn damit legen wir einen dualistischen Ausgangspunkt zugrunde. Besserer wäre es, solche reduktionistischen Ansätze in fruchtbare Spannungen zu überführen: „Wenn du siehst, dass du verschiedenen Religionen dienst, entscheide dich für die eine oder die andere! Du kannst nicht in einer unverbindlichen Schwebelage bleiben!“

B) KENOSIS: Über zwei Jahrtausende hinweg ist es der christlichen Tradition des Abendlandes gelungen, eine fruchtbare Verbindung zwischen zwei, wenn nicht sogar drei Kulturen herzustellen. Darauf dürfen wir zu Recht stolz sein. Heute, am Beginn des 3. Jahrtausends, müssen wir jedoch ehrlich zugeben, dass der überwiegende Teil der Menschheit vom Amerikanismus geprägt ist, also gut drei Viertel der Menschen nur noch wenig mit der christlichen und post-christlichen Kultur anfangen können. Wenn wir also wirklich von der Wahrheit des Mysteriums Christi überzeugt sind, dann müssen wir noch katholischer werden, indem wir noch mehr der ganzen Welt (catholicus) angehören. Damit wird nicht gesagt, das Geheimnis müsse irgendwie neu definiert werden; es muss vielmehr noch weiter entäußert werden. Wir müssen eine gewisse Verarmung im Sinne einer „Kenosis“ akzeptieren, indem wir Christus der westlichen Kleider berauben, die wir ihm angezogen haben. Es handelt sich



Der Religionsphilosoph Raimon Panikkar

um einen Vorgang, der dem Wagnis der Apostel entspricht, als sie bei ihrem ersten Konzil auf die Beschneidung verzichteten. Wir müssen den Mut haben, ein Zweites Jerusalemers Konzil vorzubereiten!

„Kenosis“ braucht Selbstüberwindung und Mut. Um tief verwurzelte Überzeugungen zu überschreiten, bedürfen wir einer harten geistlichen Askese. Wir geraten dabei unter Umständen in Gefahr, unsere Wurzeln zu verlieren. Und dennoch: es handelt sich um eine radikale Bereitschaft, dem Glauben auf den Grund zu gehen. Hilfreich ist hier die Unterscheidung von Glaube und Frömmigkeit. Es gibt viele Formen von Frömmigkeit, die oft kaum miteinander vereinbar sind. Nebenbei sei angemerkt, dass es eine Art von Unvereinbarkeit ist, die an das Verhältnis des Radius zum Umfang eines Kreises erinnert. Auch diese geometrische Unvereinbarkeit geht mit einer festen Beziehung einher, die es möglich macht, eine Beziehung, einen Dialog herzustellen. Der Glaube an sich steht jenseits von Vereinbarkeit und Unvereinbarkeit; streng genommen besitzt er kein Objekt, sondern stellt Zugehörigkeit dar. Erst wenn wir einen Glauben entwickeln, der uns bis ins innerste Mark erfüllt, werden wir wahrhaft frei sein. Wenn wir also darauf verzichten, bestimmte Frömmigkeitsformen zu verabsolutieren, dann wollen wir nicht im Gegenzug unsere Zweifel verabsolutieren. Allerdings schließen sich Glaube und Zweifel

nicht gegenseitig aus wie Wasser und Feuer. Beides ist Teil unserer Existenz.

C) EINE METHODE DES DIALOGS: Zu welcher Form des interreligiösen Dialogs sind die Mönche berufen? Wir wollen im Folgenden an einige Erfahrungen des intermonastischen Dialogs erinnern. Zunächst ist eine wahrhafte innere Bekehrung nötig, um auf den anderen in seiner Andersheit zugehen zu können. Der andere ist nicht nur fremd, sondern vor allem ein anderer, also nicht auf die Unterschiede reduzierbar. Heute können wir kaum mehr ehrlich sagen, dass wir unsere eigene Religion kennen, wenn wir keinerlei Erfahrungen mit einer anderen Religion besitzen. Darum gilt gerade für Ordensleute („religieux“), dass sie interreligiöse („interreligieux“) Erfahrungen brauchen. Worte sind vielschichtig. Übersetzungen stellen oft nur Annäherungen dar mit einem Begriffsverständnis, das eine eigene Geschichte entwickelt. Wir tun gut daran, dem Rat des Konfuzius zu folgen, der auf Genauigkeit bei unseren Begriffen besteht. Wir würden uns dann zunehmend darüber klar werden, wie viele Missverständnisse, ja Karikaturen es in unserer Sicht auf andere Religionen gibt. Ein erster Schritt könnte also darin bestehen, dass wir nach besten Kräften uns um ein angemessenes Verständnis bemühen, um vermeidbare Missverständnisse von vornherein aus dem Wege zu räumen.

Damit sind wir bei der Notwendigkeit eines intensiven Studiums der anderen Religion. Nicht vergessen dürfen wir jedoch, dass der Dialog vor allem eine Begegnung mit Menschen darstellt. Um zu verstehen, müssen wir zuhören, Anteil nehmen. Begegnung verlangt die Bereitschaft, sich dem anderen auch auszuliefern, das Risiko von Verletzungen einzugehen. Die gelungene Begegnung verwandelt

sich in Freundschaft. Man kann sagen, dass sich ohne solche persönliche, freundschaftliche und vertrauensvolle Begegnung kein Dialog entwickeln kann. Der intermonastische Dialog zeichnet sich dadurch besonders aus, dass er auf gemeinsamer Erfahrung beruht. Zusammenleben im Schweigen, selbstloser Dienst, Formen der Kommunikation in der Gemeinschaft – all das sind nicht primär rationale Erfahrungen des menschlichen Umgangs, welche die Gemeinschaften über die Religionen hinweg verbinden. Auch wenn unsere Erfahrungen nie identisch sein werden, können wir hier doch tiefe Gemeinschaft im Schweigen erfahren. Was bedeuten solche Erfahrungen? Sicher kommt irgendwann der Versuch, sie begrifflich zu fassen. Aber das Eigentliche, das uns dabei verbindet, bleibt unaussprechlich. Eine solche Form des Dialogs bedarf durchaus einer eigenen Methode, die noch genauer entwickelt werden müsste.

Am Schluss sei auch darauf hingewiesen, dass der intermonastische Dialog viel Zeit verlangt. Wer also interessiert ist, sich in diesem Bereich zu engagieren, sollte über einen längeren Zeitraum hinweg eine feste Beziehung zur Gemeinschaft einer anderen Religion aufbauen. Damit dies nicht lediglich eine Art spiritueller Tourismus wird, also eine andere Form von kolonialistisch geprägter „Inkulturation“, dürfte ein fruchtbarer Austausch wohl den Aufenthalt über ein ganzes Jahr hinweg in einer anderen Gemeinschaft voraussetzen. Wenige werden sich eine Erfahrung von dieser Dauer erlauben können. Aber letztlich zählt nicht die Quantität der Erfahrung. Die bisherige Geschichte des intermonastischen Dialogs hat gezeigt, dass bereits wenige Pioniere eine enorme Aufbauleistung vollbringen konnten.